



Der Trachtenverein der Bergler Buam Nicklheim.
Foto: Baum

„Jetzt brauche ich nur noch ein Bett für meine Mutter...“

Herr B. (Jg. 1927) ist einer der vielen Flüchtlinge, die in der Nachkriegszeit in Nicklheim eine neue Heimat fanden. Bereits mit 16 Jahren wurde er in Oberschlesien zum Kriegsdienst eingezogen und kam über viele Umwege in die Hochrunstfilze, wo er auch heute wohnt.

Aus der Tschechei nach Nicklheim

Ich war 19 Jahre alt, als ich 1946 hierher kam. Ich war zuvor in einem amerikanischen Kriegsgefangenenlager bei Cherbourg an der französischen Atlantikküste. Alle Gefangenen, die unter 18 Jahre alt waren, und die Männer über 60 wurden entlassen. Die anderen mussten bleiben. Wir kamen zuerst nach Melrichstadt in ein Flüchtlingsauffanglager, von dort aus schickten sie uns nach Hof, wo wir nach Berufssparten aufgeteilt wurden. Alle, die mit Metall zu tun hatten, schickten sie nach Rosenheim. Ich hatte Kupferschmied gelernt, in Oberschlesien in der Tschechei.

Ende 1943 war ich dort ins Wehrrüchtigungslager eingezogen worden. 1944 musste ich für drei Monate zum Reichsarbeitsdienst. Als ich wieder nach Hause kam, war die Einberufung schon da. Eine Woche hatte ich noch frei, dann ging es in den Krieg, mit gerade 16 Jahren. Zuerst war ich in Unterfürberg bei Fürth eingesetzt, dann kam ich in die Tschechei nach Wüschau in ein Nachschub-Fliegerlager, von dort aus zur Bekämpfung der Partisanen in die Slowakei. Als sie dort keinen Sprit mehr hatten, wurde ich der 11. Panzerdivision zugeteilt. Das war die sogenannte Gespensterdivision. Uns haben sie halt überall umeinander geschickt: Ich kam nach Berlin und in die Nähe von Hamburg. Als die Ardennen-Offensive losging, musste ich dorthin. Dort wurde ich verwundet und kam in ein amerikanisches Lazarett. Dann nach Aachen, dann nach Paris, dort wurde ich operiert. Ich hatte einen Oberarm-Durchschuss, mein Gehör war beschädigt. Von dort kam ich ins Gefangenenlager bei Paris. Zuerst sollten wir nach England verfrachtet werden, doch schließlich kamen wir nach Cher-

bourg und blieben bis Januar 1946. Wir mussten dort die Kriegsschäden beseitigen.

In Rosenheim landete ich zuerst in Schlossberg im Saal der Schloßwirtschaft, der als Unterkunft für entlassene Gefangene und Flüchtlinge genützt wurde. Von dort wurden wir in einem Gasthaus in der Münchener Straße einquartiert. Dann hieß es, wir werden in Pfraundorf einquartiert, in einem Privathaushalt. Zu fünft bekamen wir ein kleines Kammerl mit höchstens 16 Quadratmetern. Wir hatten kein Bett, nichts, logierten auf dem Fußboden, haben uns mit unseren Mänteln zugedeckt. Von der Gemeinde wurden wir gleichzeitig an die Firma Beilhack in Rosenheim vermittelt. Jetzt hatten wir eine Arbeitsstelle und ein Dach über dem Kopf, aber keine Betten. Wir gingen auf das Gemeindeamt und sagten: „Wir sind in der Arbeit, aber wir liegen halt am Fußboden.“ In der Kammer stand nur ein kleiner Kanonenofen, sonst nichts. Sie sagten: „Geht doch in die Wirtschaft zum Kink in Pfraundorf.“ Dort waren unter der Kriegszeit die Fremdarbeiter¹⁴ einquartiert gewesen. Wir sind dorthin und sie meinten: „Freilich sind Betten da, die könnt ihr haben.“ Es waren Stockbetten. Wir haben sie also geholt und aufgestellt, meinten das wäre jetzt ganz gut. Doch am Abend fing es an: Es juckte, es zwickte. Wir schauten unter die Kojen: Sie waren verwandt. Am nächsten Tag gingen wir zum Gesundheitsamt, es war in der Nähe vom Beilhack. Sie gaben uns Schwefel. Wir verklebten die Türen und Fenster und schwefelten die Kammer aus.

Verdient haben wir damals ja nichts. Da hast du 64 Pfennig gehabt in der Stunde. In der Woche kamen wir auf etwa 20 Mark. Nun hatten wir ja kein Fahrrad, kein Geld für den Zug, und wir sind mit den Holzschuhen zum Beilhack nach Rosenheim geklappert. Ab und zu hat uns ein Auto mitgenommen. Eine gute dreiviertel Stunde waren wir zu Fuß unterwegs.

Wie es der Zufall will, einmal nahm ich doch den Zug von Raubling nach Rosenheim, traf am Bahnhof eine Landsmännin und fand über sie meine Schwester wieder und über den Suchdienst des Roten Kreuzes meine Mutter, mein Vater war schon verstorben. Meine Mutter war in einem Auffanglager im Allgäu untergebracht und ich wollte sie zu mir holen. Ich ging also auf die

Gemeinde Pfraundorf und fragte um ein Zimmer an. Sie sagten mir, ich solle mich an den N.N. in Grünthal wenden. Er zeigte mir in seinem Zuhause, das direkt am Wald stand, ein Zimmerl. Ich sagte mir: Wichtig ist, dass ich ein Dach über dem Kopf habe und einen Raum, in dem ich auch die Mutter unterbringe. Ich sagte also zu. „Was kostet das überhaupt?“ „Gibst mir halt fünf Mark – als Monatsmiete.“ Das kann ich schon noch deichseln, sagte ich mir. Jetzt brauchte ich nur noch ein Bett für meine Mutter. Ich selbst konnte auf dem Boden schlafen, aber nicht meine Mutter. Über meinen Kollegen bekam ich eines. Ich nahm also das Zimmer in Beschlag, stellte das Bett auf, holte meine Mutter nach Grünthal. Das war im Sommer 1947.

Familiengründung und Hausrenovierung

Eines Abends nahm mich ein Spezl mit zum Tanz des Trachtenvereins in Nicklheim. Sie haben es zwar nicht gern gesehen, wenn Fremde hereinkamen und sich dann dort breit machten. Aber ich ging mit und lernte meine spätere Frau kennen. Sie war eine Nicklheimerin. Ihre Familie kam aus Wasserburg und wohnte schon lange in der Hochrunstfilze. Damals im Jahr 1948, baute die Saline bereits Häuser für die Arbeiter. Meine Frau wohnte mit ihren Eltern in einem der neu gebauten Häuser, das sie abbezahlten. Das Torfwerk war ein Teil der Bayerischen Hütten- und Salzwerke, wir sagten einfach Saline dazu. Es war die Zeit, in der es wieder viel Arbeit gab. Die Saline sagte sich, lassen wir sie ein Häusel bauen, dass sie ein eigenes Quartier haben. So halten wir die Arbeiter, denn sonst hauen sie uns alle ab.

Mein Schwiegervater war im Torfwerk beschäftigt. Und als ich einmal bei ihm war, wir so diskutierten, sagt er: „Wie wäre es denn, wenn du bei uns anfangen würdest?“ Ich war damals Kranführer beim Beilhack. Sagt er: „Du hast doch auch einen Beruf.“ „Freilich“. Sagt er: „Komm mal zu uns, ich werde schauen, was man da machen kann. Vielleicht kannst du dich finanziell ein wenig besser stellen.“ Er fragte also beim Torfwerk nach. Sie sagten, wenn er kommen will, kann er bei uns arbeiten. Wir brauchen Schlosser in der Werkstatt. Doch ich sagte, wenn ich nicht

mehr verdiene, als in Rosenheim, komme ich nicht. So verhandelte ich mit dem Betriebsleiter und begann beim Torfwerk als Schlosser.



Die Schwiegereltern beim Torfstich. Foto: Baum

1950 heirateten wir und ich zog zu meiner Frau in das kleine Haus in der Hochrunstfilze. Ihre Eltern und einer ihrer Brüder wohnten darin. Es ist das Haus, in dem ich heute noch lebe. Es waren damals zwei Zimmer. Die Häuser waren einfach gemacht, aber schon gemauert. Die Außenmauern waren doppelte Ziegelmauern. Es war alles sehr primitiv. Wo heute das Wohnzimmer angebaut ist, stand ein Holzschupfen. Außerdem hatten wir einen Stall für die Ziegen und ein oder zwei Schweine. Dahinten war das Waschhaus. Oben im Dachboden war nichts eingeschalt. Das Dach bestand nur aus den Holzlatten und darauf lagen die Dachplatten. Wenn der Wind blies, jagte er den Schnee unter die Dachplatten durch. Im Winter war es dort oben weiß.

Ich begann, das Haus herzurichten: Ich riss zuerst den Speicher heraus, dort war nur ein Zimmer. Dann baute ich den Holzschupfen neu. Als der

Betrieb die alten Baracken abreißen ließ, hast du das Holzzeug holen können. Wir haben sie für den Dachstuhl vom Schupfen wiederverwendet.

Wir hatten ein großes Stück Grund dabei, damit man sich Tiere halten konnte. Denn wenn du Ziegen hast, dann brauchst du Heu, brauchst den Sommer über Gras. Aber es hat hier ausgeschaut: wie eine Wildnis. Und wir machten daraus eine Grasfläche. Im Spätherbst gruben wir den Boden mit den Grabscheiten, die wir auch zum Torfstechen hernahmen, um. Immer wieder einen Fleck, ließen ihn den Winter über liegen, damit der Boden ausfriert. Im Frühjahr ist die Erde dann zerbröckelt und wir konnten die Erdklumpen mit der Hacke zerstoßen. Das machten wir Stück für Stück, bis der Garten angelegt war. Wir brauchten ja Futter, Gras, Heu.

Unterhalb stand eine Baracke, die später weggerissen wurde, sonst waren hier nur wenige Häuser. Es wohnten Familien aus Rumänien, Jugoslawien, und von wo sie alle herkamen, darin. Sie waren Bauern, die durch den Krieg vertrieben wurden und hier im Torfwerk als Arbeiter tätig waren. Doch die Arbeit im Torfwerk behagte ihnen überhaupt nicht. Denn sie waren freie Bauern gewesen. Sie wollten auch für sich sein. Wenn einer Bauer ist, kann er das nicht verleugnen, er bleibt ein Bauer bis er stirbt. Er möchte immer wieder selbständig sein und nicht in einem Betrieb arbeiten. Auf alle Fälle sind einige schon 1947 oder 1948 nach Kanada ausgewandert, andere in die Vereinigten Staaten nach Amerika. Etwa in den fünfziger Jahren wurden die Baracken abgerissen. Man kann sich heute gar nicht mehr vorstellen, wie das war.

Als sie die Holzbaracken weggerissen, haben sie [der Torfwerksbetrieb] etliche neue Häuser gebaut. Diese Häuser waren wohl gemauert, wurden aber noch als Baracken geführt. Die alten Baracken waren zwar außen mit Lehm verkleidet, aber innen war alles aus Holz. In den Baracken war es auch ganz schön zu wohnen, aber auf die Dauer hat es den Leuten halt nicht behagt. In einer Baracke war jeweils eine Familie untergebracht, manche hatten zwei, drei Kinder. Andere wieder keine. Meistens waren es drei, vier Räume ebenerdig. Keller gab es nicht.

Bauliche Neuerungen in den fünfziger Jahren

Den ersten Keller baute mein Sohn 1973 oder 1974 in sein Haus. Zuvor hat sich einfach niemand getraut, ein Haus zu unterkellern. Ein Grund dafür war das Grundwasser. Und die baulichen Möglichkeiten waren damals noch nicht so ausgetüftelt. Der Baumeister, der für meinen Sohn baute, sagte einfach: „Das probieren wir jetzt, wir bauen das Haus mit Keller.“ Und tatsächlich ging es. Von da an machten es mehrere. Genauso bei den Klosetts – es gab hier nur die Trockenklosetts, auch in den ersten gemauerten Häusern. Draußen gab es eine Jauchegrube, in der der Inhalt verrottete und dann als Dünger verwendet wurde. Das erste Spülklosett baute ich in unserem Haus Anfang der fünfziger Jahre ein. Ich sagte meinem Schwiegervater: „Das geht doch nicht ein Trockenklosett: in der heutigen Zeit.“ Er meinte: „Wir legen dir nichts in den Weg. Du kannst es machen, wie du willst.“ Als die anderen das Spülklosett sahen, meinten sie: „Mensch, das brauchen wir auch!“ Gleich danach baute ich es bei meinem Onkel ein und von da an hielt die Neuerung im ganzen Dorf Einzug.

Hier an der Panger Straße verlief damals die Starkstromleitung über Masten. Als die ersten Häuser standen, legten sie die Leitungen über die Dächer.

Unser Garten war uneben von den Torflöchern. Immer, wenn ein Aushub anfiel, ebnete ich wieder ein Stück ein. Was das Arbeit war!

Hinter dem Grundstück war ein offener Graben vom alten Torfstich. Ich vergrößerte ihn für den Wasserablauf, damit das Grundstück trocken war. Er war schließlich so tief, dass feiner Sand darin war. Mein Nachbar hat den Graben später verrohrt. Heute haben wir die Entwässerung über die Gemeinde Raubling. Als die Straße geteert wurde, legten sie die Kanalisation.

Heimat

I: Fühlten Sie sich in Nicklheim heimisch?

Wenn du nicht zufrieden bist, fühlst du dich auch nicht heimisch. Wenn du einmal verheiratet bist, geht es ganz automatisch, dass du hier daheim bist. Da gibt es nichts anderes. So war es jedenfalls bei mir. Ich bin ein Nicklheimer.